

Haltung eines großen Theiles der Lehrerschaft sehr gut begreifen läßt. An diesem Punkte setzt Ladd ein. Auch er betont, daß Gedanke und Handlung organisch verknüpft sind, und fordert gegenüber der einseitigen Werthschätzung des Buchwissens die Entwicklung der natürlichen Anlagen zur Handgeschicklichkeit, die Pflege der Liebe zur Thätigkeit. Aber, sagt er, bislang hat man sich dabei zu sehr durch Erwägungen der Nützlichkeit leiten lassen. Hobeln und Sägen übt die Muskeln, aber nicht den Geist. Es gilt, Arbeiten auszuwählen, die Hand, Auge und Gehirn gleichmäßig in Anspruch nehmen. Solche Arbeiten sind außer dem Zeichnen das Modelliren in Thon oder Wachs und das Holzschnitzen. Also nicht mechanische, sondern künstlerische Handarbeit! Es ist interessant zu bemerken, wie sehr diese Auffassung vom Handfertigkeitsunterricht der Tendenz des Handwerks, sich als Kunstgewerbe wieder eine feste Stellung neben der die gesammte Produktion an sich reisenden Maschine zu erobern, entspricht. Doch das ist für Ladd nicht das Entscheidende. Ihm kommt es darauf an, das Kind auch für die einfachsten Schönheiten der Natur und der Dinge, und gerade für diese, empfänglich zu machen. „Die ganze Tendenz der modernen Industrie macht schon früh genug Maschinen aus uns allen. Wie schrecklich eng und einseitig ist das Leben von Millionen von Menschen, deren Fähigkeiten nur daran gemessen werden, wie sie mit einer sinnreichen Maschine umzugehen wissen. Die Thatsache, daß eine Menge von Gewerben Geist und Körper abstumpfen, sollte uns dazu führen, unsere jungen Schüler möglichst widerstandsfähig gegen diese Einflüsse zu machen“ (S. 168).

Wird so auf der einen Seite dem Handarbeitsunterricht durch die Idee der ästhetischen Erziehung die Richtung gewiesen, so legt Ladd andererseits auf die Erzielung manueller Geschicklichkeit im Zeichenunterricht das größte Gewicht. Ähnlich dem Klavier- oder Geigenspieler muß auch der Zeichner die Elemente seiner Kunst so völlig beherrschen lernen, daß Arm und Hand die erforderlichen Bewegungen ganz automatisch ausführen. Wie der Verfasser dieses Ziel durch ein System von besonderen Übungen, auf die ein Theil jeder Stunde verwandt wird, zu erreichen sucht, möge man in dem Buche selbst nachlesen.

Wie die besten Menschen, so haben ja auch gute Bücher ihre Schwächen, und das vorliegende bildet in der Beziehung keine Ausnahme. Abgesehen von einigen Uebertreibungen machen sich mehrfach Wiederholungen störend bemerkbar. Die physiologische Begründung des beidarmigen Zeichnens ist verfehlt. Die Nothwendigkeit der ästhetischen Erziehung hätte wohl eine tiefere Begründung erfahren können. „Moralität ist in der Natur verkörpert. Ideen von Gut und Böse erhalten wir von den Dingen.“ Ich muß leider gestehen, daß ich mit diesen Sätzen durchaus keinen Sinn verbinden kann. Der ganze Abschnitt, dem sie entstammen, ist für mich Phrasen. Das Buch bleibt trotzdem ein werthvolles, und die in jeder Hinsicht einwandfreie Uebersetzung war eine verdienstvolle Arbeit.

R. R.

Notizen.

Eine unerwartete Enthüllung zum Falle Millerand erregt soeben in Frankreich allgemeines Aufsehen. In Nancy, auf einem großen Progressistentag, hat am 12. Mai der gewesene Unterrichtsminister Raymond Poincaré eine Programmrede gehalten, in der er unter Anderem auch die Vorgeschichte der Konstituierung des Kabinetts Waldeck-Rousseau, wie sie sich hinter den parlamentarischen Koulissen abgepielt hat, in allen Details erzählt. Poincaré war bekanntlich im Juni 1899 nach dem Falle des Kabinetts Brisson mit der Bildung eines neuen beauftragt worden, und erst als sich die Bemühungen Poincarés zerschlagen hatten, trat Waldeck-Rousseau auf die Bühne. Poincaré, der selbst zur Progressistischen Union gehört, das heißt zu einer Fraktion, deren Führer die Reaktionsäre Dupuy, Ribot und Méline sind, wollte, erzählt er, ein Kabinet der republikanischen Konzentration bilden und lud zu diesem Zwecke die Radikalen Sarrien und Bourgeois von der

linken, den Opportunisten Barthou von der Rechten ein. Dann aber giebt er folgende Darstellung der Dinge:

„Andererseits, am Nachmittag des Freitags am 16. Juni, kam zu mir einer der hervorragenden Führer der sozialistischen Partei, Herr Millerand, und in Anwesenheit meines Freundes Grosdidier, des Bürgermeisters von Commeny, den ich in diesem Augenblick hier vor mir sehe und der an jenem Tage in meinem Kabinet saß, sagte er mir ganz offen und ehrlich, daß angesichts des Ernstes der Krise seine Freunde einen Antheil an der Aktion und der Gefahr für sich forderben. Er erklärte mir, daß er es für unbedingt nothwendig halte, daß bei der Bildung des Kabinetts an alle republikanischen Kräfte appellirt werde, inbegriffen die Sozialisten, und er schlug mir den Herrn Viviani vor.“

Poincaré war jedoch einer anderen Meinung in Bezug auf die Elemente, die zur Bildung des Ministeriums herangezogen werden sollten, und er antwortete Millerand ausdrücklich, daß er unter keinen Umständen die vorgeschlagene Kombination befürworten werde.

Die Enthüllungen Poincarés werfen ein ganz neues Licht auf die Rolle Millerands in der Krise des Jahres 1899. Bis jetzt stellten seine Freunde die Sache so dar, daß Millerand nur „der Noth gehorchend, nicht dem inneren Triebe“ sich zur Uebnahme des Portefeuilles entschlossen, ja, daß er gerade damit die Republik gerettet habe, weil ohne ihn ein radikales, ehrlich republikanisches Ministerium gar nicht zu Stande gekommen wäre. Nun stellt es sich heraus, daß Millerand auch ohne diesen außerordentlichen Zwang zu haben war, ja daß er sich selbst eifrig anbot — denn das Angebot im Namen Vivianis war selbstverständlich nur eine verblühte Form des Angebots der eigenen werthen Person Millerands. Bei der bekannten Lauterkeit und Großzügigkeit des Charakters Vivianis ist es von vornherein ausgeschlossen, daß er irgendwie an dem ministeriellen Tschelmechtel Millerands mit den Progressisten theilhaftig war.

Es erfolgt daraus noch ein Zweites. Bis jetzt hieß es, die Theilnahme Millerands am Ministerium Waldeck-Rousseau und die Erhaltung dieses Ministeriums am Ruder sei dringend nöthig und selbst mit der Preisgabe des eigenen Programms nicht zu theuer erkauft, da sonst die Gefahr eines Kabinetts Meline drohe. Aber Millerand war, wie es sich zeigt, bereit, ebenso gut an einem Kabinet der melinistischen Fraktion theilzunehmen, wie am radikalen. Ja, er bettelte gerade um diese Ehre, und nur der Fußtritt Poincarés hat vielleicht den „sozialistischen Minister“ davor bewahrt, ein Progressistenkabinet zusammen mit dem Reaktionär Barthou zu schmücken. Man denke nur, daß auf diese Weise um ein Haar die Entstehung der ganzen Theorie von der radikal-sozialistischen Allianz gegen die melinistische Reaktion, die Entstehung der „neuen Methode“ des Sozialismus vereitelt worden wäre! . . .

Und endlich noch ein Drittes. Die langen Auseinandersetzungen von neulich darüber, ob Millerand seine Genossen von seinem bevorstehenden Eintritt in das Kabinet Waldeck-Rousseau in genügender Weise benachrichtigt und um Ermächtigung er sucht hatte, werden durch die Erklärungen Poincarés kurz abgeschnitten. Jetzt steht man, daß, bevor noch Waldeck-Rousseau selbst an ein Ministerium dachte, Millerand sich um das Portefeuille bewarb, ja, daß er „im Namen seiner Freunde“ den Antheil an einem progressistischen Kabinet forderte, — während „seine Freunde“, das heißt die sozialistischen Parteien und die Kammerfraktion, bis zu dem Tage, wo Poincaré sprach, also zum 12. Mai dieses Jahres, nicht die geringste Ahnung von seinen Unterhandlungen mit diesem hatten und nur von seinen Unterhandlungen mit Waldeck-Rousseau einige Tage nach der hier beschriebenen Szene jene ersten lakonischen Mittheilungen in der Fraktionsitzung erhielten! Vielleicht werden wenigstens diese vernichtenden Enthüllungen eines bürgerlichen Gymnastikers jenen freiwilligen Anwalt Millerands etwas ernüchtern, der neulich im „Vorwärts“ sich in seinem Eifer so weit hinreißen ließ, erst die Antwort Jaurès' auf die Erklärungen Baillants sofort abzu drucken, während von den Baillant'schen Erklärungen,

die bereits im Februar erschienen waren, auch nicht mit einem Worte im „Vorwärts“ Notiz genommen wurde, sodann die Duplik Vaillants in verstümmelter Form und mit unberufenen Kommentaren abzudrucken, so daß sie gegen die eigenen Behauptungen Vaillants zeugen sollte. Hoffentlich wissen unsere Freunde in Frankreich, daß solche Entgeisungen mehr mit der schlechten Informirtheit Einzelner und durchaus nicht mit den Meinungen unserer Partei über die französischen Parteiverhältnisse zusammenhängen.

Die Rede Poincarés ist jedenfalls ein wichtiger Beitrag zur Beurtheilung des Falles Millerand. Eine Ablehnung ist ganz unmöglich, bei den Freunden des „sozialistischen Ministers“ ist denn auch die Verlegenheit ersichtlich groß. . . .

In der Schlucht.

Von Anton Tscheghwin. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Klorin.

VII.

(Fortsetzung.)

Der Alte fuhr auf kurze Zeit zur Stadt. Jemand erzählte der Ajinja, Jybuskin sei beim Notar gewesen, um ein Testament zu machen und habe Butjokino, wo die Ziegelbrennerei sich befand, seinem Onkel Nicophorus vermacht. Sie erzählte das am Morgen, als der Alte und Warwara neben der Treppe unter der Birke saßen und Thee tranken. Sie schloß den Laden von der Straße und vom Hofe ab, nahm alle Schlüssel, die sie bis jetzt in Händen hatte und schleuderte sie dem Alten zu Füßen.

„Ich will mich nicht mehr für Euch plagen!“ rief sie laut und begann plötzlich zu schluchzen. „Es sieht so aus, als sei ich nicht Eure Schwiegertochter, sondern Eure Arbeiterin! Alle Welt lacht: ‚Schaut mal, sagt man, was für eine Arbeiterin die Jybuskins gefunden haben!‘ Ich hab’ mich bei Euch nicht verdingt! Ich bin keine Bettlerin, bin keine Hamitin, hab’ Vater und Mutter.“

Sie stand da mit thränenüberströmtem Antlitz und hestete ihre nassen, haß-erfüllten, vor Zorn schielenden Augen auf den Alten; Gesicht und Hals waren bei ihr roth und gespannt, denn sie schrie aus Leibesträften.

„Ich will nicht mehr dienen!“ fuhr sie fort. „Bin zu Tode gequält! Wenn gearbeitet, den ganzen Tag im Laden geseßen, des Nachts nach Schnaps gelaufen werden muß, so bin ich dazu da, und wenn man Grundstücke verschenken will, so kriegt das die Frau des Sträflings mit ihrem Teufelsbuben! Sie ist hier Herrin und Gebieterin, ich aber bin ihre Magd! Gebt ihr alles weg, dieser Arrestantin, mög’ sie daran ersticken, ich geh’ nach Hause! Sucht Euch eine andere dumme Trine, ihr verfluchten Blutsauger!“

Der Alte hat seine Kinder nie im Leben gescholten oder bestraft und hätte niemals geglaubt, daß ein Familienmitglied ihm Grobheiten sagen oder ihn unerträglich behandeln könnte; jetzt erschrak er sehr, lief ins Haus und verbarg sich dort hinter einem Schranke. Und Warwara war so bestürzt, daß sie nicht im Stande war, aufzustehen, und schwang bloß die Arme, als wehre sie sich gegen eine Biene.

„O weh, was ist denn das, mein Gott?“ murmelte sie entsetzt. „Warum schreit sie so? Ach-tach-ta. . . Die Leute werden’s ja hören! Stillter. . . . Um Himmelswillen stiller!“

„Ihr habt dem Sträflingsweib Butjokino geschenkt“, fuhr Ajinja fort zu schreien, „gebt ihr jetzt alles weg, ich verlang’ von Euch nichts! Hol’ Euch der Hentker! Ihr seid eine Diebesbandel! Hab’ genug Schustereien von Euch gesehen, will jetzt nicht mehr! Habt Wanderer und Durchreisende geplündert,